

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 241.

Dienstag, 15. Oktober.

1929.

(Schluß.)

## Wettlauf um Ellinor.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Senta Redel.

17.

Nur langsam fand sich Ellinor zum Leben zurück. Sie hatte noch immer das Gefühl, als tappe sie durch einen rauchgefüllten Schacht und könnte kein Ende finden.

Aber langsam kam das Bewußtsein zurück. Sie lag auf einem breiten Diwan und ihre Hände griffen in eine weiche seidene Daunendecke.

Ein wenig müde war sie noch, als sie jetzt langsam den Kopf hob und sich umschaute.

Sie war allein in einem großen Zimmer mit kostbaren, schweren Möbeln.

Ellinor kannte das Zimmer nicht, sie wußte nicht, wie sie hierher gekommen war, sie wußte nicht, wo sie sich befand.

Langsam setzte sie sich auf. Ihr Kopf schwankte noch unsicher hin und her, sie hatte das Gefühl, als ob er mit einem dünnen Faden an den Körper gebunden sei und sie hatte noch gar keine Gewalt über ihn.

Nach und nach wurde dieses Gefühl besser.

Ellinor setzte sich langsam auf und sah sich um.

Das Zimmer hatte ein weites großes Fenster, das auf einen Park hinausging, kein Auto tutete, keine Hochbahn ratterte.

Die Tür zum Nebenzimmer war nur angelehnt.

Ellinor wollte sich erheben, aber es ging noch nicht recht. Eine ungeschickte Bewegung warf ein Zigarettenetui, das auf einem Stuhl gelegen hatte, zu Boden.

Die Tür zum Nebenzimmer öffnete sich.

War das Wirklichkeit, oder war es vielleicht doch ein Fiebertraum? Ellinor lag ganz still, um den Traum nicht zu verschrecken.

In der Tür stand George Wellton.

Aber es war nicht der George, den sie zuerst kennen gelernt hatte, dieser unbeschwerte, ein wenig leichtsinnige George, der die Welt im Sturm eroberte, so wie sie ihn zuerst gesehen hatte im Express Philadelphia-New York.

Der Mann, der sich in unendlicher Zärtlichkeit über sie beugte, war in diesen wenigen Stunden älter und reifer geworden.

„Wie geht es, Liebes, hast du noch Schmerzen?“

Ellinor lächelte:

„Es ist so schön, George, bin ich sehr krank, habe ich hohes Fieber oder ist alles Wirklichkeit, was ich sehe?“

George streichelte leise Ellinors Hände.

„Du mußt ganz ruhig sein, es ist alles gut, du mußt dich nicht fürchten, ich bleibe jetzt bei dir!“

Ellinor legte sich wie ein artiges, müdes Kind in die Kissen zurück. Es war so unendlich schön, ganz still zu liegen und zu wissen, daß der liebste Mensch bei ihr war.

George barg die linke Hand auf dem Rücken.

Ellinor hatte es gesehen.

„Was ist, bist du verwundet?“

„Eine kleine Schramme, nicht der Rede wert, irgend ein dummer Glasplitter, der da in dem Schacht herumlag, bei dem Rauch konnte man ja nicht sehen, wohin man sah!“

Erstrocken hielt er inne, denn Ellinor hatte sich steil aufgerichtet.

„So ist es doch wahr gewesen, daß du mich herausgeholt hast, aus dem schrecklichen Qualm, ich dachte, ich hätte geträumt!“

Aber George strich beruhigend über ihre Hände:

„Nun wollen wir gar nicht mehr an all das Schreckliche denken, es ist ja alles noch gut gegangen, keinem ist etwas passiert, du mußt nicht zurückdenken, nur vorwärts, was vor uns liegt, ist unendlich schön!“

Ellinor nickte. Sie war am Ziel, sie wußte nicht mehr, was sie noch erreichen wollte.

Sie besinnt sich langsam auf sich. Nun ist aus allem doch noch ein happy end geworden. Aber gibt es eigentlich ein happy end? Lebt man eigentlich nicht immer in einem Meer von Gefühlen, geht es nicht immer wie auf Wellen hinauf und hinunter.

Eben trägt einen noch ein Wellenkamm auf den höchsten Gipfel des Glücks und schon neigt man sich wieder dem Wellental zu.

„George, ich habe meine Aufgabe noch nicht erfüllt“, sagte Ellinor, aber ihre Stimme klang etwas müde.

Es graute ihr, wieder hinaus zu müssen in das hastende und brodelnde New York, in das Getriebe mit den vielen Menschen, den tütenden Autos und den donnernden Hochbahnen.

Sie hatte Angst vor den Menschen bekommen, sie dachte noch immer an die leuchtenden Gestalten im verqualmten Tunnel der Untergrundbahn, wie einer den anderen beiseite stieß und jeder nur an sich dachte. So war es immer im Leben, so waren alle Menschen, es gab keine Ausnahmen.

Aber hier im Zimmer war es so schön still, hier konnte man ausruhen und an nichts denken, aber es durfte nicht sein.

Wenn man eine Aufgabe übernimmt, so muß man sie ganz tun, halbe Sachen hatten gar keinen Zweck.

„George, ich muß noch einmal unter die Menschen, es hilft nichts, man muß seinen Weg bis zu Ende gehen! Heute ist der letzte Tag, heute verschenke ich die 100 000 Dollar!“

„Ich verstehe dich, du bist kein Mensch, der auf halbem Wege stehen bleibt, du mußt tun, was du für richtig hältst!“

In diesem Augenblick wurde leise an die Tür geklopft.

Georges alter Diener steckte den Kopf durch die Spalte.

„Ein Herr möchte Sie sprechen!“

George brauste auf:

„Haben Sie nicht gesagt, daß ich nicht gestört werden will!“

Der Diener schüttelte den Kopf:

„Er sagt, es handelt sich um Miß Betty Glynn, man hätte ihm gesagt, die Dame sei hier!“

Der Diener sah mit fragendem Blick auf Ellinor.

„Wie sieht denn der Herr aus?“, fragte Ellinor gespannt.

„Ach Gott, s' ist eigentlich noch gar kein Herr und sehr fein sieht er eigentlich auch nicht aus, eher so ein bißchen abgerissen!“

„Na, lassen Sie das Individuum mal reinkommen!“



Ellinor lehnte sich fest in Georges Arm:

„Du mußt hier bleiben!“

Seine öffnete sich die Tür. Eine Gestalt schob sich ins Zimmer.

„Jimmy“, rief Ellinor erfreut.

Jimmy ging mit selbstsam steifen Schritten auf Ellinor zu, es war ihm, als schritte er zur Filmaufnahme, Ellinor kam ihm so fremd vor und dann irritierte ihn der fremde Mann, der sich so vertraut an Ellinor lehnte, als ob er zu ihr gehörte.

Er blieb stehen, die rechte Hand hielt er eifern auf dem Rücken. Mit einem Ruck warf er den Kopf zurück. Er war sich vollkommen bewußt, daß sich in den nächsten Sekunden der größte Moment seines bisherigen Lebens abspielen sollte, und er wollte keine Phrase sagen:

„Da bin ich, Miß Betty, und ich freue mich, daß es Ihnen anscheinend gut geht!“

„Jimmychen, wie kommst du denn auf einmal hierher, hast du keine Filmaufnahme, ich verstehe das alles nicht, aber ich bin froh, daß du da bist!“

Jimmy trat noch einen Schritt näher, jetzt kam der große Moment:

„Es hat sich ausgefilmt, Miß Betty, man hat mich rausgeschmissen, richtig rausgeschmissen, ohne einen Cent auszubezahlen.“

Jimmy stockte einen Moment, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

Ellinor sah den Jungen ernst an:

„Armer kleiner Jimmy, das finde ich wirklich gemein, aber wir werden schon einen Ausweg finden!“

Jimmy hob den Kopf:

„Ja, es war eine Schuftigkeit, aber ich hatte einen famosen Abgang, es war eine ganz große Szene, man hätte sie vom Fled weg drehen können. Ich ging ganz allein über den großen Platz und der Regisseur und der Aufnahmeleiter schimpften hinter mir her!“

Jimmy lachte in der Erinnerung.

Dann zog er das Gesicht wieder in ernste Falten:

„Was den Ausweg betrifft, so habe ich der gefunden: Ich gehe jetzt nach Hollywood!“

Jimmy's Stimme barst vor Triumph. Ehe Ellinor etwas sagen konnte, fuhr er fort:

„Sie müssen wissen, Miß Betty, es gibt Leute, die laufen stundenlang neben ihrem Glück her, ohne es zu merken, aber auf einmal knallt es bei denen im Gehirn, und dann packen sie das Glück beim Kragen und lassen es nicht mehr los. Bei mir hat es vor einer Stunde geknallt und jetzt...“, er trat ganz dicht an Ellinor heran: „Jetzt pack ich Sie zwar nicht beim Kragen, aber einen kleinen Gefallen müssen Sie mir jetzt tun, lassen Sie sich doch bitte von dem Herrn einmal einen Füllfederhalter und ein Stück Papier geben...“

Ellinor schüttelte lachend den Kopf:

„Gib her, George!“ Jimmy verzog keine Miene.

„So, nun schreiben Sie bitte folgendes: Ich bestätige hiermit, daß Jimmy Hero, bitte Hero mit einem v hinten... als Einziger berechtigt ist, die für mich ausgesetzte Belohnung in Höhe von 100 000 Dollar — die Summe bitte in Buchstaben — in Empfang zu nehmen, da es ihm in Anwesenheit von Mr. ...“, er sah George fragend an.

„George Weston!“

Jimmy stieß einen kleinen Pfiff durch die Zähne.

„Also weiter: in Anwesenheit von Mr. George Weston gelungen ist, meine wahre Persönlichkeit vor Ablauf des gesetzten Termines zu entdecken. Als Unterschrift: Ellinor Stanley!“

Jimmy schnaufte ein wenig. Das war ein schwerer Satz gewesen.

Ellinor flog mit einem Jubelschrei auf:

„Jimmychen, Herzensjunge, ich bin ja so glücklich, das hast du ja fabelhaft gemacht! Aber wie bist du denn auf die Idee gekommen?“

„Es hat eben geknallt!“, sagte Jimmy schlicht.

Ellinor wollte Jimmy freudestrahlend an sich ziehen, aber Jimmy trat einen Schritt zurück:

„Pardon, Miß Stanley, ich muß noch etwas sagen...“, er hielt Ellinor ein kleines Beilchen-

sträufchen hin, das er bis dahin auf dem Rücken gehalten hatte... „erlauben Sie mir, das ich Betty Glynn dieses kleine Beilchensträufchen zum Abschied schenke, Miß Ellinor Stanley erhält von mir einen ganzen Waggon Teerosen, sobald sich meine finanziellen Angelegenheiten geregelt haben...“

„Sag mal, Jimmy“, fragte Ellinor nach einer Weile, als sich die erste Freude gelegt hatte, „warum haben dich die Filmleute eigentlich rausgeschmissen?“

Jimmy sah einen Moment lang von der großen Schüssel wunderbar belegter Brote, die man ihm vorgesetzt hatte, auf. Mit vertärten Blicken schaute er Ellinor an:

„Warum? Damit ich die Weltmeisterschaft im Wettlauf um Ellinor gewinnen konnte!“

— Ende! —

## Oktoberabend.

Ein zarter Schattenschleier hüllt  
Den schmalen Feldweg leise ein.  
Des Tages Wirken ist erfüllt  
Und friedlich will die Erde sein.

Und singend streift der kühle Wind  
Durch eine frühe Dunkelheit.  
Und alle kleinen Dinge sind  
Wie ausgelöscht aus Raum und Zeit.

Die Lichter grüßen aus dem Tal  
Wie Freunde, lieblich und beglückt.  
Der Sterne wundergroße Zahl  
Hat schon den Himmel schön geschmückt.

Franz Dingia

## Der gelbe Van stört unsern Frieden

Von Käptn S. E. Raabe.

In Zerses City lebt im Ruhestand ein alter Seeskapitän namens S. E. Raabe. Er hat viel erlebt in seinem langen Raubhändlerleben, das er schon mit 13 Jahren begann, da er aus der Schule in Hamburg fortließ. Der tüchtige, raubheiniige Junge kam in seinem etwas anrüchigen Beruf schnell vorwärts, ein halbes Jahr später war er bereits zweiter Offizier. Auf Drängen seines Freundes Jack London ersahst er nun in einem schauerlich-schönen Buche „Kannibalenächte. Abenteuer eines Raubhändlers in der Südlsee“ (Brochhaus, Leipzig) seinen wildbewegten Alltag mit Menschenfressern, Strandräubern und Perlenjuchern, blutige Kämpfe mit Freund und Feind. Wir druden aus dem Buch, das wohl eins der letzten seiner aussterbenden Gattung ist, ein Kapitel ab.

Langweilige, ereignislose Wochen folgten. Es wurden noch einige Perlen schmuckstücke entdeckt und gegen Messer oder andere weniger nützliche Kleinodien oder auch gegen Rum eingetauscht. Das Perlenfischen war nicht sehr aufregend, außer, wenn eine Begegnung mit einem Haifisch, einem Kieseloktopus oder einem Stachelrochen stattfand. Trotz dieser Zwischenfälle verloren wir keinen Mann, obwohl die Tanubänke mit ihren zahlreichen tiefen Spalten und vorgeschobenen Riffen von Seeungeheuern wimmelten.

Unsere Malaitataucher erwiesen sich als ausgezeichnete Kapitalanlage und zwischen ihnen und den Guas schien keine Feindschaft zu herrschen, so lange sie friedlicher Beschäftigung nachgingen.

Sie brachten uns einige wunderbare Stücke von Perlmuscheln herauf, die in diesen jungfräulichen Gründen zu außerordentlicher Dide gediehen waren. Die Dide bestimmt ihren Wert.

So oft sich Gelegenheit bot, tauchten auch wir von der regulären Mannschaft. Wir waren alle glänzende Schwimmer, und Kathrin stand keinem nach. Sie liebte diese Art Leben und schwamm wie eine Meermaid. So vergingen mehrere Wochen wie ein Tag in dieser heiteren, sorgenfreien Welt, in der wir völlig ungestört lebten. Allmählich verminderten sich unsere Vorräte von Tauschwaren im Laderaum und machten wertvollerer Ladung, Perlschalen, Korallen, Eben- und Sandelholz, Platz. Der sich anhäufende Reichtum an Perlen begann ein großes Vermögen darzustellen.

Hauptling Agu war ein großer Stratege. Seine geschickte Politik hatte die Eingeborenen überzeugt, daß sie besser



dabei ruhren, nur mit uns zu stellen, als uns zu bekriegen. Er versprach uns sogar, daß unsere Malaitas auch nach unserer Abreise ungefährdet auf der Insel verbleiben könnten.

In der Tat, Friede hatte sich über die vorher so blutige Küste gebreitet in einem Maß, das Kapitän McBurden und Kennedy mißtrauisch wurden und irgendein unvorhergesehenes, schlimmes Ereignis erwarteten, ehe wir unser Unternehmen zu Ende bringen konnten. Es war sicher eine abenteuerliche Reise.

Sieben Wochen waren in Frieden und Eintracht verfloßen. Der Morgen leuchtete schön und klar, nachdem ein heftiges Unwetter in der letzten Nacht niedergegangen war. Unsere Tauchermannschaft war in den Kanus unterwegs nach den Bänken. Der Kapitän und Kennedy saßen in Stühlen auf dem Kajütendeck und rauchten ihre Brühstülpfeife. Ich ging rauchend auf dem Deck auf und ab in Erwartung Kathrins, die mit mir nach den Bänken fahren wollte. Gutmütig lachte ich, als mich der Kapitän und der Steuermann mit jugendlicher Verliebtheit neckten.

Plötzlich unterbrachen sie die Scherze. Kennedy fixierte eine Stelle am Horizont, zeigte darauf hin und sagte zum Kapitän: „Verdammt, das sieht aus wie ein Segel, Kapitän.“ Der Kapitän sah nach der bezeichneten Richtung. „Ja, sicher, aber es ist kein Schoner, es sieht eher nach einem Kah-Segel aus.“

„Wahrscheinlich eine Dschunke! Aber, was zum Teufel, hat eine Dschunke hier zu suchen!“

Piraten, dachte ich sofort.

„Hol mir mein Glas, Harry“, befahl der Kapitän. „Es ist auch keine Dschunke. Ich glaube, ich kann die Radkugel von Borz und Achtermast erkennen. Das muß ein Briga-Schoner sein.“

Ich reichte ihm das Teleskop. Er richtete es auf die fragliche Erscheinung, nickte und murmelte: „Es ist sicher eine Brigantine, Kennedy — sehen Sie selbst.“

„Dann ist es die „Tinacula“, sagte Kennedy, indem er das Glas nahm. „Das ist sicher der verdammte, boshafte „Ban“. Welche andere Brigantine sollte auch hier auftauchen.“

„Das habe ich auch gedacht“, sagte der Kapitän resigniert. „Ban Aswelt auf dem Amseffang! Ich ahnte, daß alles so gut ging, um dauern zu können.“

Der Name kam mir bekannt vor. „Kapitän“, sagte ich, „ist das der Mann, der Pollu an Bord hatte?“

„Das ist er“, brummte der Kapitän, „und es gibt keinen größeren Schurken als ihn. Nicht wegen des Amseffangs, das ist nicht so schlimm. Da ist zum Beispiel Oliver. Er ist auch ein Amseffänger, aber er hat noch so etwas wie ein Gewissen. Dagegen dieser Bursche Ban — na, was der anfängt, ist immer faul!“

„Ja“, fügte Kennedy hinzu, „und wenn er jetzt hier hereinplätscht und das gute Werk, das wir getan haben, verderben und die Rigger wieder gegeneinanderheben kann, dann sitzt er richtig im Bett.“

„Run“, fuhr es mir heraus, „können wir ihn nicht wegschicken, wir waren doch zuerst hier.“

„Ugu kann“, sagte Kennedy nickend, „er und die andern Häuptlinge, aber das bedeutet Blutvergießen.“

Da kam Kathrin dazu. Sie hatte die letzten Worte gehört und sah uns beunruhigt an. „Was ist los“, versuchte sie zu scherzen. „Es sieht aus, als ob das Achtermast Kriegsrat hielte. Warum diese grausamen Reden über Blutvergießen und solche Dinge an einem so schönen Morgen?“

„Es kommt von dort“, sagte ich und deutete auf die Brigantine, deren Fock jetzt am Horizont erschien.

„Ja, kleines Fräulein“, sagte der Kapitän betrübt, „kann sein, daß Sie jetzt etwas von der „Zorano“ zu hören bekommen, denn der gelbe Hund, der da auftaucht, gehört zu dem Kleeblatt Bullu Hayes, Ban Aswelt und Dundee Mike — die Trifolore der Südsee, wie Leutnant Cuat von der „Bupet“ sie nennt — schwarz wegen Bullu Hayes, gelb wegen Ban und rot wegen des rothaarigen Mike. Die Franzosen machen alle Anstrengungen, Mike von den Mariueßas-Inseln fernzuhalten, aber hier ist keine Regierung, deshalb drückt er sich in diesen Gewässern herum.“

„Ja“, sagte sie mit zornigen Augen, „Kapitän Dundee hatte richtig rote Haare!“

Alle vier beobachteten wir nun die Brigantine, die aufkreuzte; Landwind wehte, sie hatte also den Wind von vorn. „Es ist zweifellos die „Tinacula“, sagte Kennedy.

„Ich will an Land gehen und Ugu und seine Herrenmeister aufsuchen“, sagte der Kapitän und sprang von seinem Stuhl auf. „Sänge zwei Gewehre über, schicke vier von den Landstreichern in den Kutter, Harry, und bring mich an Land.“

„Darf ich auch mit, Kapitän?“ fragte das Mädchen. „das gleicht den Unterschied gegen die vier Häuptlinge besser aus.“

Sie übte immer einen besänftigenden Einfluß auf McBurden aus.

„Um blutdürstige Verabredungen mit anzuhören“, lachte er gutmütig und klopfte ihr auf die Wange. „Freilich können Sie mitkommen, Sie bringen immer Glück.“

„Ihr macht mich so eingebildet, daß ich keinen passenden Hut mehr finden werde, wenn ich nach Hause komme“, lachte sie, als ich aing, um die Bootsmannschaft zu holen.

Ehe unser Boot mit dem widerlichen Strandräuber-Quartett bemant war, kam Ugu mit neun bewaffneten Eingeborenen auf den Strand heruntergerannt. In größter Eile bestiegen sie eins der großen Kanus und paddelten auf uns zu. Wir sahen, daß sie sich in größter Aufregung befanden. Sie redeten unaufhörlich beim Paddeln. Schon in einer Entfernung von 100 Meter stellte sich Ugu an den Bug und rief: „Tabu, tabu“ und deutete auf die Brigantine, die nun am Horizont deutlich sichtbar war.

„Tabu“, bestätigte der Kapitän nickend und lud sie ein, an Bord zu kommen. „Tinacula“ immer tabu“, versicherte er, als sie so aufgeregte an Deck kletterten, daß zwei sich am Drahtverhau wund rissen und Kathrin Samariterin spielen und sie verbinden mußte.

„Schließen“, schrie Ugu aufgeregte und schwang seine neue Flinte. Ehe wir es uns versahen, feuerte er einen Schuß nach der Brigantine ab. Er hätte ebenso gut nach dem Mond spucken können, denn der Abstand war noch viel zu groß für die Tragweite seines Gewehrs.

Seine Kameraden waren so erregt, daß sie einen Kriegstanz auf Deck aufführten.

Diese Vorführung der jetzt bis zu den Zähnen bewaffneten Wilden verursachte bei den Leuten im Vorderdeck große Bestürzung. Bis jetzt waren sie zu nichts anderm zu gebrauchen gewesen als zum Reinigen und Versäuen der Ladung.

Nun kamen zwei weitere mit Kriegerern bemannte Kanus heran. Das Unwetter zog sich rasch zusammen. Sie waren alle auf dem Punkt, vor Kampfeslust aus der Haut zu fahren. Es hatte allen Anschein, als ob sie mit der aufkommenden Brigantine von früher her noch ein Dühnchen zu rupfen hätten, und sie beeilten sich, uns zu verstehen zu geben, daß sie uns als ihre Verbündeten betrachteten.

Glücklicherweise befand sich in einem der Kanus unser würdiger Freund mit der Angströhre, dessen meisterhafte Übersetzungskunst es uns schließlich ermöglichte, die über-eifrigen Krieger etwas zu beruhigen. Wir machten ihnen begreiflich, daß wir sie im Fall eines Amseffangs-Streifzuges, den sie befürchteten, weit wirklamer unterstützen könnten, wenn sie an Land gingen und sich dort in einen Hinterhalt legten, als wenn sie bei uns an Bord waren. Damit waren sie endlich unter der Bedingung einverstanden, daß wir unsern Schwur erneuerten: „Bruder mit schwarzen Kerls zu bleiben.“

Unsere Regulären, die zur Beaufsichtigung der Taucher nach den Bänken gefahren waren, mußten bemerkt haben, daß etwas Verdächtiges vorging, denn wir konnten sehen, wie die Boote und Kanus zurückkamen, so schnell, als Ruder, Paddel und Segel es erlaubten. Zehn Minuten, nachdem sie unsern Bord erreicht hatten, ankerte die „Tinacula“ — denn sie war es wirklich — einige hundert Meter von uns entfernt zwischen uns und der Küste.

## Welt u. Wissen

**Bienen als Chemiker.** Die Biene als Hersteller von Honig, eines der ältesten Lebensmittel, bekanntlich ein Nahrungsmittelchemiker ersten Ranges und als Erzeugerin von Wachs zugleich Stammutter der Kerzenfabrikation, hat in diesem Sommer eine neue chemische Erfindung gemacht. Infolge der allenthalben, auch in den Vereinigten Staaten herrschenden Trockenheit fanden Bienen in Pennsylvania nicht genügend Blütenelche zur Nektar- und Honiggewinnung und versierten dabei auf einen eigenartigen Ausweg: Sie benutzten Fichtenharz als Bau- und Nahrungsmittel. Die Sache kam dadurch heraus, daß ein pennsylvanischer Landwirt sich über das sonderbare Aussehen seines diesjährigen Honigs wunderte und einen der bekanntesten amerikanischen Chemiker, Professor Dubson, um eine Untersuchung der Honigscheiben bat. Dieser stellte zusammen mit dem Privatdozenten der Budapestener Universität Dr. J. Pasco fest, daß die Bienen durch Benutzung eines anderen Rohstoffes einen bisher völlig unbekannten Zucker fabriziert hatten, dem die beiden Gelehrten den Namen Tutanose gaben. Aus dem Honig dieser Bienen stellten sie im ganzen ein Kilo weißen raffinierten Neuzuckers her. Da in den Vereinigten Staaten nun einmal jede Sache einen zahlenmäßig genau bestimmten Wert haben muß, so wurde der Wert dieses Kilos Tutanose amerikanischen Blättern zufolge, mit 20 000 Dollar angesetzt.



## Nein oder Ja — nicht erst „Nein“ und dann „Ja“!

Ein Kapitel über Konsequenz in der Erziehung.

„Mutti, darf ich auf die Straße hinunter!“ fragt die kleine Lieselotte ihre Mutter. „Nein, es ist zu kalt heute,“ ist die Antwort, „und außerdem sehe ich es nicht gerne, wenn Du auf der Straße spielst!“ „Ach Mutti, es ist ja gar nicht kalt! Ich kann ja mein Mäntelchen anziehen!“ „Trotzdem — ich mag's nicht haben!“ „Mutti, ich nehme mich schon in acht vor den Autos — ich mach doch hinunter!“ „Nein hab' ich gesagt, und dabei bleibst es!“ „Gib dir keine Mühe mehr!“ Die Kleine geht schmolend in ihren Spielwinkel zurück, und die Mutter beugt sich wieder über ihre Arbeit. Doch schon tut ihr die eigene Strenge leid. Schließlich — warum soll das Kind nicht draußen spielen, wie die anderen auch? In der Stube sitzen kann man noch lange genug, wenn der Winter erst da ist. Und wahrscheinlich ist es wirklich nicht so kalt. . . . Einige Minuten des Überlegens dann heißt es: „Lieselotte, du kannst doch ein bisschen hinunter gehen! Aber — und nun folgen die Verhaltensmaßregeln, die Lieselotte freudlich zu befolgen verspricht. Voller Freuden hüpfst sie davon, und die Mutter steht ihr lächelnd nach, ohne daran zu denken, daß sie soeben einen der folgenschwersten Erziehungsfehler begangen hat. Wenn sie das nächstemal ein Verbot erläßt, wird Lieselotte es nicht mehr ernst nehmen. Mit der Fingigkeit und scharfen Beobachtungsgabe des Kindes wird sie erfaßt haben, daß man mit einigem Parlamentieren und Betteln bei der Mutter etwas erreichen kann, und damit ist dem so Beliebten „Quälen“ Tür und Tor geöffnet.

Ein andrer Bild: Lieselotte (es kann auch Anneliese sein oder Grete, oder Inge) steht mit ihrer Mutter vor dem Schaufenster einer Konditorei. „Mutti, kauf mir doch ein Stück Torten!“ heißt es alsbald, aber die Mutter wehrt ab. „Wir haben kein Geld! Du wirst dir den Magen verderben! Alltags kauft man keine Bekereien!“ Mit diesen und ähnlichen Argumenten sucht sie ihre Ablehnung zu bekräftigen, aber das Ende vom Liede ist doch, daß sie die erbetene Torten bewilligt. Ja, sie krönt noch dies Werk ihrer Inkonsequenz, indem sie warnend hinzufügt: „Aber wirklich nur dies eine Stück!“ Was ist wahrscheinlicher, als daß sie sich auch noch ein zweites oder drittes oder eine Tafel Schokolade abschmeicheln läßt?

Eine andere Form der mütterlichen (und nicht selten auch der väterlichen) Inkonsequenz ist die der Drohung, die nachher nicht ausgeführt wird. „Wenn du das nächstemal nicht pünktlich zu Tische da bist, bekommst du kein Essen!“ heißt es zum Beispiel. Natürlich verpielt Fräulein oder Hans oder Max wenige Tage darauf wieder die Zeit und kommt mit Verspätung zu Tische. In 99 von hundert Fällen heißt es dann: „Eigentlich solltest du ja jetzt nichts bekommen — aber diesmal noch . . .“ Und in Frithchen setzt sich die Überzeugung fest, daß nichts so heiß gegessen wird, wie's gekostet wird. . . . Wenn wir Verbote erlassen, sollten wir uns vorher genau überlegen, ob und warum wir dies tun und ob wir gewillt und in der Lage sein werden, unser Verbot aufrechtzuerhalten. Gewiß sollen wir namentlich dem größeren Kinde gegenüber, dem schon mit Vernunfturteilen beizukommen ist, unser Verbot motivieren, aber niemals darf diese Begründung der schwache Punkt sein, an dem das Kind sozusagen einhaken kann, um seinen Willen dennoch durchzusetzen. Niemals auch sollten wir uns von augenblicklichen Stimmungen leiten lassen und aus einer Unmutsauslassung heraus verbieten, was wir eine Viertelstunde früher oder später erlauben. Niemals auch sollte man ein Verbot, eine Erlaubnis oder eine Strafe mit Bedingungen verknüpfen, z. B. „wenn du mir dies oder jenes vom Kaufmann holst, erlasse ich dir die Strafe.“ Durch solche Inkonsequenz erzielen wir die Kinder zum „Handeln“, zum „Erschleichen“ von Vorleiden oder günstigen Momenten, zur Unaufrichtigkeit. Und solche Inkonsequenz legt den Grund zu dem späteren so unerquicklichen Zustande, daß einem die Kinder „über den Kopf gewachsen“ sind.

Eure Rede sei „Ja, ja!“ oder „Nein, nein!“ Was darüber ist, das ist vom Übel! Selten hat dieses Schlüsselwort soviel Geltung, als in bezug auf Verbot und Erlaubnis in der Erziehung unserer Kinder, und es sind namentlich die Mütter, die dieses Wort nur allzu oft und leicht vergessen!

## Gymnastik in der Jugend, wie im Alter.

Die Entwicklung körperlicher Anlagen und Fähigkeiten ist einer der größten Vorzüge, die aus gymnastischer Arbeit erwächst. Bei jungen Mädchen werden vor allem die Entwicklungsjahre gesundheitlich überbrückt. Der Hausfrau soll die Gymnastik die Einseitigkeit ihrer Arbeit und Pflichten erleichtern und ausgleichen. Die Frau über vierzig leidet oft an unerwünschten Erscheinungen, die hervorgerufen werden durch das Verlöschen der Tätigkeit bestimmter Drüsen. Auch hier ist es Gymnastik, die der Frau Hilfe schafft. Im höheren Alter soll die Gymnastik jede Überanstrengung von Herz und Lunge vermeiden, dagegen für gute Durchblutung des ganzen Körpers Sorge tragen, und durch bewußten Wechsel zwischen Spannung und Entspannung die Elastizität der Muskulatur zu verbessern und dann zu erhalten. Ist doch die Elastizität und Beweglichkeit ein untrügliches Zeichen wirklicher Gesundheit und Jugendfrische. Aber für den Berufstätigen ist die Gymnastik außerordentlich wertvoll und das Beispiel großer Betriebe, die ihren Angestellten während der Dienstzeit Gelegenheit zu Gymnastik bieten, ist sehr zu begrüßen. Der heutige Mensch hat die Wichtigkeit der körperlichen Ausgleichsarbeit erkannt und es ist seine Pflicht, den schädigenden Einflüssen der Berufsarbeit und der nervösen Deke des Erwerbslebens zu begegnen, indem er seinen Körper durch Gymnastik stärkt und so seine Lebenskraft erhöht.

### Neue Zeitschriften.

Im SDA-Verlag Elsner u. Co., Berlin SW. 68, ist eine neue Frauenzeitschrift mit dem Titel „Das Heft“ erschienen. Die Zeitschrift, die allmonatlich erscheinen soll, ist reich bebildert, außen und innen bunt, frisch und lebendig geschrieben. Vorpостengeplänkel, kleine Indiskretionen aus der Strategie der Liebe; Sei du auch in deinem Heim; Eine moderne Frau erbt alle Spitzen; Praxis der Geselligkeit; Was singt man im Oktober, die neuen Schlager; Der Toiletentisch der Frau; Schopenhauer nimmt alles zurück; Lebensfragen, Briefe eines Philosophen an ein junges Mädchen. Selbstverständlich fehlt auch die Mode nicht.

Im Oktoberheft der Frauenzeitschrift „Die neue Linie“ behandelt ein Brief aus Paris die „neue Linie“ der Mode: am Abendkleid, am Mantel, am Nachmittagskleid. „Die Dame im Pelz“, ja sogar „Die Dame im Dessous“ steht im Zeichen dieser neuen Linie. Der Reizteil desselben Heftes erhält seinen Mittelpunkt durch einen Aufsatz von Paul Fehrer über die Rheinlandschaft. Otto Flake äußert sich in einem klugen Essay über die Frau, wie wir sie uns wünschen, Beiträge über gesundes Siebeln und Wohnen und die letzten Sonnentage im Freien, sowie über das Heim der Jungesellen zeigen die Möglichkeit vorbildlicher Wohnungseinrichtung. (Verlag Otto Beyer, Leipzig.)

Die „Neue Hauswirtschaft“, die von Dr. Erna Meyer herausgegeben wird (R. Thieme's Verlag, Stuttgart) unternimmt in dem soeben erschienenen Heft 9 einen energischen Schritt zur Durchsetzung günstigerer Tarife für Gas und Elektrizität. Alle Probleme des Haushalts und seiner Führung werden auf das Gründlichste durchdacht und alle Hilfsmittel, die Technik und Organisation ermöglichen, und Ratsschlüsse für die Haushaltsbuchführung, Geldeinteilung, günstige Methoden des Einkaufs, Gesundheits- und Ernährungsratsen, insbesondere auch Zeiteinteilung, Tages- und Wochenpläne sind für jede Hausfrau wertvoll. Alle praktischen Neuerungen in der Haus- und Wohnungseinrichtung werden in Wort und Bild veranschaulicht.

### Praktische Winke für die Hausfrau.

Wie konserviert man Eier? Um Eier längere Zeit aufbewahren zu können, müssen sie vor allem frisch und nicht schon etwas angebrüht sein. Um sie 2—3 Monate gut zu erhalten, schichtet man sie in mit Rohsalz gefüllte Kisten oder Töpfe ein. Auf dem Boden des Topfes muß eine mindestens 1 Zentimeter dicke Salzsicht liegen. Die Eier dürfen weder den Boden und die Wände des Gefäßes noch sich gegenseitig berühren. Wenn immer möglich, muß man es einzurichten suchen, daß das Gefäß alle 2—3 Wochen umgewendet werden kann, sonst reißt der Dotter leicht los und kommt direkt an die Eierhäute zu liegen, was ein rasches Verderben zur Folge hat.